

Universitätsgottesdienst zum letzten Sonntag nach Epiphania, 2.2.2020  
Neue Universitätskirche St. Pauli, 11h, Prof. Dr. Roderich Barth

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die  
Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Universitätsangehörige, liebe Studierende, liebe  
Gottesdienstbesucher hier in der Neuen Universitätskirche,

kurz nach Neujahr erhielt ich eine Interview-Anfrage von einer MDR-  
Reporterin. Sie würde mir gern ein paar Fragen zu dem Thema stellen,  
ob und wie man Religion von Wahn unterscheiden könne. Erstaunt  
fragte ich nach dem Hintergrund und sie berichtete mir von dem Vorfall,  
der sich Ende letzten Jahres in der Silvesternacht an der Thomaskirche  
ereignet hatte. Einige von Ihnen werden davon gehört haben: ein geistig  
verwirrter Mann, der sich selbst als ›Sohn Gottes‹ sah, habe mit  
Pflastersteinen einige Fenster der Thomaskirche eingeschlagen. Nach der  
aktuellen Berichterstattung, so die Reporterin, wolle man die Thematik  
etwas grundsätzlicher beleuchten, daher die Anfrage.

Ich habe angenommen, das Interview geführt und hatte das Thema  
schon wieder vergessen, bis ich dann den Predigttext des heutigen  
Sonntages las. Da war die Frage der Journalistin nach den Grenzen  
zwischen Wahnsinn und Religion schlagartig wieder da. Damit Sie  
verstehen, was ich meine, hören wir also zunächst unseren heutigen  
Predigttext, es ist die sogenannte Berufungsvision des Johannes, des  
Verfassers der Offenbarung, und findet sich dort im ersten Kapitel in  
den Versen 9–18.

Ich, Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Bedrängnis und  
am Reich und an der Geduld in Jesus, war auf der Insel, die Patmos  
heißt, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses von Jesus willen.

Ich wurde vom Geist ergriffen am Tag des Herrn und hörte hinter  
mir eine große Stimme wie von einer Posaune, die sprach:  
Was du siehst, das schreibe in ein Buch und sende es an die sieben  
Gemeinden: nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamon  
und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach  
Laodizea.

Und ich wandte mich um, zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter und mitten unter den Leuchtern einen, der war einem Menschensohn gleich, der war angetan mit einem langen Gewand und gegürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße wie Golderz, wie im Ofen durch Feuer gehärtet, und seine Stimme wie großes Wasserrauschen; und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne scheint in ihrer Macht.

Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie tot; und er legte seine rechte Hand auf mich und sprach: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle.

Soweit unser Predigttext. Verstehen Sie jetzt, dass mir die Frage nach der Grenze zwischen Wahn und Religion beim Lesen dieses Textes wieder in den Sinn kam? Was würden wir wohl heute zu einem Menschen sagen, der uns von einer derartigen Vision – und genau genommen ist es ja nicht nur eine Vision, sondern auch noch eine Audition – von einer solchen Offenbarung berichten würde? Wir wären sicherlich irritiert und wohl peinlich berührt. Wir würden uns verlegen und befremdet abwenden und vielleicht nur denken, was einst Helmut Schmidt angesichts der Forderung nach politischen Utopien ausrief: ›Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen‹.

Was machen wir also mit Bildern wie diesen, einerseits befremdlich grell und konkret, andererseits aber auch rätselhaft? Bewohnt von übernatürlichen Wesen und fabelhaften Gestalten, angeordnet durch magische Zahlenformationen und ausgeschmückt mit allerlei pompöser und symbolischer Ausstattung. Auch wenn es befremdet – ganz verzichten kann der moderne Mensch auf diese phantastischen Welten jedenfalls nicht. Denn, wie ich immer wieder lese und in meinem Bekanntenkreis höre, erfreuen sich Genres mit derartigen Merkmalen, also Fabelwesen, übernatürlichen Kreaturen, Halbwelten und

kosmischen Mächten – kurz: Fantasy, Fiction, Mystery oder wie auch immer die Genres heißen mögen – sie erfreuen sich heutzutage größter Beliebtheit. Ja, es bilden sich regelrechte Anhänger- oder Fan-Gemeinden um derartige Epen, die von ihren Produzenten in eine gleichsam unendliche Staffelfolge ausgedehnt werden. Und wenn es dann doch irgendwann endet, bleibt immer noch ein Markt mit Reliquien und Heiligen-Verehrung. Ich gestehe, mir persönlich ist auch das fremd. Aber ich sage das ohne jeden wertenden Unterton. Ich kenne einfach zu viele gebildete und kluge Menschen, die in diesen Gegen- und Hinterwelten einen großen Reiz erblicken und sich davon anregen lassen. Es scheint also eher eine Frage des Geschmacks zu sein. Aber damit ist auch schon das entscheidende Stichwort gefallen und der Unterschied zu unserem Predigttext deutlich: Dieser gehört einem ganz anderem literarischen Genre an, er ist keine Fantasy-Serie, die wir zur ästhetischen Unterhaltung konsumieren. Unser Text erhebt göttlichen Offenbarungsanspruch. Und genau dieser Anspruch ist es, der uns, wie es der Theologe Klaus Koch einmal formuliert hat, »ratlos vor der Apokalyptik« stehen lässt.

Was machen wir also mit diesen visionären Zeugnissen aus vergangener Zeit? Sollten wir sie lieber mit Vorsicht genießen und uns auf die weniger anstößigen Aussagen konzentrieren, die uns nicht so fremd und abergläubisch erscheinen? Immerhin wären wir damit nicht allein und könnten uns auf Luther berufen, der in seiner »Vorrede zur Offenbarung des Johannes« von 1522 seiner großen Skepsis gegenüber dem prophetischen Anspruch dieser »Bilder und Gesichte« Ausdruck verleiht und uns an die »klaren und verständlichen« Worte der Apostel verweist. Aber nicht nur hat Luther diese Kritik später so nicht wiederholt und sich vielmehr selbst von Johannes zu einer apokalyptischen Auslegung seiner Zeit inspirieren lassen, sondern wir würden mit derartigen Vorbehalten ganz schnell jede Erscheinung des Heiligen zum verschwinden bringen. Denn Johannes steht mit seiner phantastischen Vision nicht nur in der Tradition der frühjüdischen Apokalyptik des Daniel-Buches und der Berufungsvision des Exilspropheten Ezechiel, sondern – wie die Lesungen unseres heutigen Sonntages verdeutlichen – von Moses Berufung bis zur Verklärung Jesu werden wunderbare Visionen und überirdische Stimmen geschildert. Wollen wir also das alles vorschnell zum Wahn erklären? Oder wo sollen wir da die Grenzen ziehen?

Unversehens droht so auf einmal unser Befremden über den Predigttext auf uns selbst zurückzufallen: Vielleicht sind ja gar nicht die Texte befremdlich, sondern *wir* haben uns entfremdet. *Uns* sind die Erscheinungen des Göttlichen, die Epiphanie der Heiligkeit fremd geworden!

Lassen wir uns also einmal ein auf das, was uns fremd geworden ist. Und dann ist natürlich zu allererst über Bilder zu sprechen. Du sollst dir kein Bildnis machen! – so haben wir gelernt. Das Bilderverbot schärft ein: Gott ist verborgen, unvorstellbar, fern in den Himmeln und lässt sich keinesfalls in endliche Formen gießen. Und wenn wir das versuchen sollten, so machen wir uns einen Götzen, einen Abgott, ein goldenes Kalb! Dabei brauchen wir doch gar keine Bilder, wo wir doch Gottes Wort haben! Genügt uns nicht die Offenbarung seines Willens und seiner Werke an uns? Aber so einfach ist es nicht – denn nicht nur kommen ja auch die Bilder der Offenbarung des Johannes und all die Visionen der Prophetinnen und Propheten durch Worte auf uns – schreib auf, was du siehst, ruft die Stimme – sondern auch mit der Vorstellung eines Gottes, der zu uns spricht und seinen Willen offenbart und unser Geschick leitet, sind wir mitten drin in Bildern, Bilder die unserem menschlichen Miteinander ähneln und daher vielleicht nicht ganz so fremd wirken, weil sie Gott als eine Person vorstellen. Anscheinend können wir jedenfalls auf Bilder gar nicht verzichten. Wenn es aber so ist, dass wir gar nicht anders können, als uns von Gott ein Bild zu machen, was soll dann das Bilderverbot?

Wenn das so ist, dann kommt es also wohl darauf an, *was* für Bilder wir uns machen. Schauen wir uns also die Vision des Johannes noch einmal genauer an. Und um es für uns einfacher zu machen, habe ich eine berühmte Illustration unseres Predigttextes auf das Programmblatt kopieren lassen:



Der Menschensohn, Apk 1,9–20, Hans Holbein d. J.

[www.johannesoffenbarung.ch/bilderzyklen/zwingli/1.9\\_20\\_zwingli.jpg](http://www.johannesoffenbarung.ch/bilderzyklen/zwingli/1.9_20_zwingli.jpg)

Die Darstellung wurde von Hans Holbein d.J. aus Basel angefertigt und ist in der ersten deutschen Bibel, der Zwingli-Bibel von 1931, abgedruckt. Sie verdichtet die ganze Vision des Johannes in einem einzigen Bild. Und ja, befremdlich ist die Erscheinung, die wir da sehen. Sie soll den erhöhten himmlischen Christus darstellen und hat auf den ersten Blick so gar nichts mit dem Christus zu tun, den wir aus den Evangelien kennen und der uns – um eine Formulierung von Novalis zu stehlen – in tausend Bildern dargestellt ist nach den Szenen seines kurzen Lebens bis hinauf nach Golgatha. Nicht der Lehrer des Evangeliums und auch nicht der leidende Gottessohn am Kreuz, sondern ein Mann hohen Alters, eine ätherisch-sphärische Lichtgestalt sehen wir, spielend mit den sieben Sternen, den kosmischen Mächten in seiner rechten Hand und mit seinem Mund buchstäblich das richtende Schwert verkündend.

Um dieses Bild für uns wieder zum Leben zu erwecken, muss man den vielen Motiven und Anspielungen nachgehen, die wir heute kaum noch erahnen. Da ist zunächst das schockierende Alter der Gestalt, von Holbein wunderbar gezeichnet und von Johannes mit dem Bild vom schneeweißen Haar wie Wolle umschrieben. Hier wird die Figur eines ›Alten an Tagen‹ aufgegriffen, der in der jüdischen Apokalyptik als eine Erscheinung Gottes selbst gelten konnte und uns heute noch in der kindlichen Vorstellung vom Großvater mit Rauschebart begegnet. Gott ist ein sehr alter weiser Mann. Zugleich heißt es, die Erscheinung sehe aus wie ein Menschensohn. Das war aber die übliche Vorstellung von Engeln, die wie Menschen aussahen und nur als Boten des unanschaulichen und verborgenen Gottes dienten. Geschickt zeichnet Johannes also die Gratwanderung zwischen ›Du sollst dir *kein* Bildnis machen und du *musst* dir ein Bildnis machen‹ in sein Bild ein. Entzogenheit Gottes und seine Präsenz bilden eine flirrende Spannungseinheit im himmlischen Christus. Das Bild Christi ist *einerseits* die einem Menschen gleichende Erscheinung des verborgenen Gottes. Ganz konkret trägt auch der Holbeinsche Menschensohn diese menschlichen Züge. Aber diese Erscheinung wird *andererseits* im Vergleich zum irdischen Jesus auch seltsam entrückt: Feuer, Golderz, edles und gegürtetes Gewand, kosmische Sterne und die göttliche Sonne selbst! Mit all diesen Merkmalen, die Johannes nicht nur aus der jüdischen Überlieferung, sondern vor allem auch aus den zeitgenössischen Kaiser- und Götterkulten entlehnt und sie dabei

zugleich überbietet, rückt er den Menschensohn in die Position eines fernen, ja fast transzendenten Gottes selbst.

Wenn wir uns auf diesen Bildsinn einlassen, so verwandelt sich unser anfängliches Befremden in eine tiefe Irritation unserer eigenen Gewissheiten. Unser Verdacht, eine wahnhaft Vision vor uns zu haben, die uns vom sicher geglaubten Wissen um das Göttliche nur ablenkt, trifft unser vermeintliches Wissen selbst. Wir werden uns gleichsam selbst fremd und beginnen uns zu fragen, ob denn nicht vielmehr das, was uns nah und vertraut zu sein scheint, nur unser Abgott unser selbstgemachtes Bild ist.

Eine beeindruckende Spur in der Kulturgeschichte hat unser Predigttext in einem Gedicht von Friedrich Hölderlin hinterlassen. Der Hymnus ist nach dem Ort benannt, an dem unser Johannes seine Vision erfährt und wohin es den Dichter in seiner poetischen Sehnsucht verschlägt, um deutend seine Zeit zu verstehen: Patmos heißt diese im Jahre 1803 vollendete Hymne und sie gleicht schon allein darin ihrem biblischen Vorbild, dass ihre Interpretation eine wohl niemals vollständig abschließbare Aufgabe ist. Daher möchte ich Sie auch nur mit den berühmten Eingangsversen neugierig machen. Denn sie verstärken die Irritation, die uns im Nachdenken über unseren heutigen Predigttext erfasst hat. »Nah ist und schwer zu fassen der Gott«, so lautet die berühmte Eröffnung des Hymnus und bestärkt uns gleichsam in der Bewegung, das uns Nahe und Vertraute zu hinterfragen und vielmehr im Unfassbaren, im Irritierenden oder Ungewissen den Gott zu suchen, der uns nahe kommt. Und so wird wie in der Vision des Johannes auch erst in den letzten Strophen der Patmos-Hymne ausdrücklich, dass mit dem »Gewittertragenden«, mit »der Sonne Tag« oder dem »geradestrahelndem Zepter« Christus gemeint ist, der gehen musste, um wiederzukommen – der sich uns entzieht, um die ganze Fülle der göttlichen Güte zu offenbaren. »Voll Gut ist; keiner aber fasset Allein Gott« – so konnte Hölderlin in einer späteren Fassung, gleichsam in der Selbstrevision seiner poetischen Bilder die Eingangsverse variieren. Und mit dem Zitat der unmittelbar folgenden Verse möchte ich zurück zu unserem Predigttext kommen: »Wo aber Gefahr ist, – so fährt die Patmos-Hymne fort – wächst Das Rettende auch.«

Die Präsenz des Heiligen ist gefährlich, sie erschreckt uns zu Tode, lässt uns ganz klein und demütig werden. Die leibhafte Reaktion ist ein Abwenden, ein Zurückweichen, ein Sichbedecken oder in den Staub werfen. Die vielen Zeugnisse der Religionsgeschichte lassen gar keinen anderen Schluss zu. Und so sehen wir auch den Johannes, gleichsam aus dem Rückhalt überfallen von der »großen Stimme wie von einer Posaune«. Und als er sich aufgeschreckt umdreht und die gewaltige Erscheinung des himmlischen Christus sieht, fällt er »zu seinen Füßen wie tot«. Schauen Sie gern noch einmal auf den Holbein – da liegt er am unteren Bildrand, macht sich ganz klein, scheint sich zu verstecken, dem Schwert entgehen zu wollen und kann es doch auch nicht lassen, verstohlen nach oben zu schauen. Ja, was sollen wir sagen, wir in unseren gewohnten Ritualen und Bildern vom gnädig-guten Gott? Spüren wir noch irgendwo den bedrohlichen Ernst, in dem uns die Heiligkeit Gottes so ergreift und niederdrückt? Und kann es nicht sein, dass diejenigen, die uns sonderbar und verrückt vorkommen, für die »Nähe des schwer zu Fassenden« viel sensibler sind als wir? Ich möchte diese Frage nur an einem Beispiel konkretisieren: Keine Figur der Gegenwart spaltet so sehr die Gemüter wie die kleine Greta mit ihrer Angst vor der Zerstörung unserer Umwelt und ihrer rigoristischen Wut. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will diesem kleinen Mädchen nicht die Last göttlicher Offenbarung aufbürden. Zur Unheilsprophetin haben sie ohnehin schon andere erklärt, die ganz offenbar keine Ahnung mehr von der biblischen Bedeutung dieses Wortes haben. Aber das Nachdenken über unseren Predigttext kann uns davor bewahren, dieses Mädchen und seine Sorgen einfach zu pathologisieren oder der Einfalt und Lächerlichkeit preiszugeben, um uns dann wieder selbstzufrieden in unseren Gewohnheiten einzurichten.

Mit dem Hinweis auf eine letzte Facette an dem Widerspiel von Entzogenheit und Präsenz des Heiligen in unserem Predigttext möchte ich schließen. Es geht um eine Bewegung, die erst dann auffällt, wenn man sich von dem Bild des erscheinenden Christus zu dem hinwendet, dem diese Erscheinung zu Teil wird. Denn das niederschmetternde Erschrecken des Johannes ist gleichsam nur die Mitte einer Bewegung, die mit der selbstgewählten Einsamkeit des Gottsuchers auf der Insel Patmos beginnt und mit der Erfahrung der leibhaftigen Hinwendung und Aufrichtung endet: »Er legte seine rechte Hand auf mich und sprach: Fürchte dich nicht, ich bin der Lebendige!«. Wir sehen hier einen



Erlebnisbogen, der anhebt mit der Unterbrechung der Alltagsgewissheiten, der in die Erfahrung von Einsamkeit führt, die dann fortschreitet zur Erfahrung existentieller Betroffenheit und sich schließlich auflöst in der erst vor diesem Hintergrund möglichen Erfahrung einer ermutigenden Zuwendung. Und so gesehen kommt uns nicht nur diese apokalyptische Vision ganz nah, zeigt gleichsam eine Erfahrung, die sich in unserem Leben wieder und wieder ereignet und nach Erneuerung der segensreichen Zuwendung verlangt. Sondern auch der himmlische Christus der Johannes-Vision kommt damit auf einmal dem irdischen Jesus ganz nah und es zeigt sich wundervoll eine Kontinuität in der Erscheinung der heilend-heiligen Güte Gottes.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen

*Es gilt das gesprochene Wort!*